

## **„Jetzt kann ich sterben“**

### **Begegnungen mit ehemaligen Göttinger Zwangsarbeitern und Zwangsarbeiterinnen**

**Dr. Cordula Tollmien**

Vortrag gehalten auf Einladung der Universität des Dritten Lebensalters  
an der Universität Göttingen am 24. Oktober 2003  
(leicht überarbeitet im August 2011)

*„Entschuldigen Sie bitte, dass ich mich entschlossen habe, Ihnen einen Brief zu schreiben, ohne Sie zu kennen. Aber das Leben zwingt mich, Sie so weit wie möglich kennenzulernen“<sup>1</sup>* – so begann einer der ersten Briefe, die ich von einer ehemaligen Göttinger Zwangsarbeiterin aus der Ukraine im Dezember 2000 bekam und ich möchte diesen Satz meinem Vortrag als eine Art Motto voranstellen.

Dabei wird das, was ich Ihnen heute erzählen möchte, vielleicht weniger ein ausgefeilter Vortrag im engeren Sinne, als vielmehr zumindest zu großen Teilen eher eine Lesung werden – eine Lesung aus einigen der vielen Briefen, die ich von ehemaligen Zwangsarbeitern und Zwangsarbeiterinnen bekommen habe: Briefe von Menschen, von denen ich - wenn man von den bekannten historischen Tatsachen absieht - nichts wusste, und die ich doch innerhalb kürzester Zeit zu kennen glaubte; Menschen, die mir manchmal zögernd, oft unbeholfen, immer ohne jeden Vorwurf, mit einer Herzlichkeit und Dankbarkeit, die betroffen machte, meine vielen Fragen beantworteten, die ich Ihnen als Historikerin stellte.

Mit insgesamt 134 ehemaligen sog. Ostarbeitern (so wurden die Zwangsarbeiter aus der Sowjetunion bezeichnet wurden) bzw. in einigen Fällen auch nur noch mit deren Ehepartnern oder Kindern, mit 19 ehemaligen polnischen Zwangsarbeitern, bzw. deren Ehepartnern oder Kindern, und mit 12 ehemaligen Zwangsarbeitern aus den Niederlanden habe ich in den vergangenen drei Jahren per Brief und Fragebogen Kontakt gehabt.

Das starke Übergewicht der „Ostarbeiter“ erklärt sich daraus, dass der Forschungsauftrag, den mir die Stadt Göttingen Anfang 2000 erteilt hatte, von Anfang an

---

<sup>1</sup> Olga Iwanowna B., geb. 27.1.1926, Brief vom 14.12.2000, Stadtarchiv Göttingen, Sa. 32- Sammlung Tollmien, Korrespondenz. Alle folgenden russisch verfassten Briefe übersetzt von Simon Panitsch und Cordula Tollmien. Mit vollem Namen genannt werden im Folgenden durch diejenigen ehemaligen Zwangsarbeiter, die dies ausdrücklich gewünscht haben.

auf das Engste mit der bundesweiten Entschädigungsdiskussion verknüpft war. Diese im Prinzip schon jahrzehntealte Diskussion war im Februar 1999 endlich in eine konstruktive Phase getreten und fand im August 2000 mit dem Gesetz zur „Errichtung einer Stiftung, Erinnerung, Verantwortung und Zukunft“ ein vorläufiges Ende. Nach den Bestimmungen dieses Gesetz hatten nun bestimmte Gruppen von ehemaligen NS-Zwangsarbeitern Anspruch auf eine einmalige Zahlung aus der genannten Stiftung, die die Bundesregierung und die deutsche Industrie je zur Hälfte mit insgesamt 10 Milliarden DM ausgestattet hatten. Abgesehen von den als gesonderte Gruppe berücksichtigten KZ- oder Ghettohäftlingen ist Voraussetzung für eine solche Zahlung Deportation aus dem Heimatland und Zwangsarbeit im Deutschen Reich unter besonders schlechten Lebensbedingungen, so dass nach diesem Gesetz Anspruchsberechtigte für eine Entschädigungszahlung vor allem die Zwangsarbeiter aus Polen oder der ehemaligen Sowjetunion sind, nicht aber diejenigen, die aus Westeuropa stammten.<sup>2</sup>

Wenn man weiß, dass nach dem Stiftungsgesetz die Beweispflicht für die erlittene Deportation und geleistete Zwangsarbeit bei den Antragstellern liegt, verwundert es nicht, dass die Kontakte mit den ehemaligen polnischen und sowjetischen Zwangsarbeitern fast ausschließlich im Zuge der Nachweisbeschaffung für ihre erlittene Zwangsarbeit entstanden. Anfangs wandten sich die ehemaligen Zwangsarbeiter von selbst an die Göttinger „Oberstadtdirektion“, den „Bürgermeister“, die „sehr geehrten Damen und Herren der Verwaltung“ und baten mit Briefen in rührend-holprigem Deutsch um Hilfe:

*„Mein Herr Burgamister!*

*Ich richte meine Aufmerksamkeit auf Ihnen. Ich bin nach Deutsch jagen. Mein Name ist D[...] Maria Ignatiwna, ich bin 24 März 1922 gebären. Ich bitte darf. Ihr findet mein Dokument, daß ich bin nach Deutsch von Juni 1942 und ich bin in Fabrik Five arbeiten. Danke sehr groß!<sup>3</sup> – gemeint ist die Firma Phywe.*

---

<sup>2</sup> Gesetz zur Errichtung einer Stiftung „Erinnerung, Verantwortung und Zukunft“ vom 12.8.2000, Merkblatt zu Leistungen an ehemalige Zwangsarbeiter, Stand 12.7.2001. Ebenfalls anspruchsberechtigt sind auch ein Teil der ehemaligen tschechischen Zwangsarbeiter, doch haben sich diese aus unbekanntem Gründen bisher nicht in Göttingen gemeldet.

<sup>3</sup> Maria Ignatiwna D., geb. 24.3.1922, Brief vom 4.5.2000, Stadtarchiv Göttingen, Sa. 32- Sammlung Tollmien, Korrespondenz.

Oder:

*„Sehr geehrter Bürgermeister der Stadt Göttingen,*

*Wendet sich an Sie alte Frau, die im Kriege in der Fabrik für die Herstellung der Limonade, des Essigs und Bieres gearbeitet hatte. In der Fabrik waren auch Tomaten, Kohle [gemeint ist Kohl – C.T.] gesalzt worden.*

*Am 5. Mai 1942 wurde ich nach Deutschland deportiert. Am 12. Mai 1945 bin ich ins Heimatdorf Nejediwzi zurückgekehrt, wohne hier bis heute.*

*Verzeihen für Ihre Bemühungen. Würden Sie mir helfen?- Können Sie mir die Auskunft geben, die wirklich bestätigt, daß ich G[...] Kateryna Iwanowna geborene 1920 im Kriege in dieser Fabrik gearbeitet hatte.“<sup>4</sup> – hier ist die Firma Grotfend gemeint.*

Nachdem zunächst Polen, später dann auch Russland, Weißrussland und die Ukraine den ehemaligen Zwangsarbeitern unter bestimmten Bedingungen eine Zulage zur Rente gewährten, hatten sich einzelne ehemalige Zwangsarbeiter bereits seit Mitte der neunziger Jahre an verschiedene Stellen der Göttinger Stadtverwaltung gewandt und um einen Nachweis für ihre Zwangsarbeit gebeten. Aufgrund der schlechten Quellenlage und wegen der fehlenden Koordination zwischen den einzelnen beteiligten Stellen wurden alle diese ersten Anfragen ausnahmslos negativ beschieden. Mit Inkrafttreten des Entschädigungsgesetzes haben wir dann alle Anfragen (auch diejenigen älteren Datums) zentral im Stadtarchiv gesammelt und alle Betroffenen noch einmal angeschrieben. Außerdem wurde Kontakt aufgenommen zu der 1988 in Moskau gegründeten „internationalen Gesellschaft für historische Aufklärung, Menschenrechte und soziale Fürsorge MEMORIAL“. Seit 1990 betreibt MEMORIAL ein Unterstützungs- und Forschungsprogramm mit dem Titel „Opfer zweier Diktaturen“, das sich dem Schicksal der ehemaligen „Ostarbeiter“ widmet - „Opfer zweier Diktaturen“ deshalb, weil die ehemaligen „Ostarbeiter“ nach Stalins Diktum, sie seien „Verräter des Volkes“ auch nach ihrer Rückkehr in die Heimat vielfältigen Repressalien (bis hin zu erneuter Lagerhaft) ausgesetzt waren. Ihnen nahm der NKWD häufig schon beim Eintreffen in der sowjetisch besetzte Zone ihre Papiere ab oder aber die Betroffenen vernichteten diese später selbst, um den Nachteilen, denen ehemaliger Zwangsarbeiter in der UdSSR ausgesetzt waren, zu entgehen. Verloren gegangene

---

<sup>4</sup> Katerina Iwanowna G-, geb. 15.7.1920, Brief vom 14.12.2000, Stadtarchiv Göttingen, Sa. 32- Sammlung Tollmien, Korrespondenz.

gegangene Dokumente kann man nicht mehr zeigen, wohl aber erreichten uns immer wieder Fotos mit ausgekratztem Ostarbeiterzeichen:



Lidia Fjodorowna P., geb. 8.8.1925 (sie arbeitete vom vom 29. August 1944 bis zum 7. April 1945 bei Winkel & Co (heute Zeiss); vorher war sie als Haushaltshilfe bei einer Familie im Friedländerweg gewesen (ab 17. Juni 1943), und Michael Kijan, geb. 7.4.1922, Bruder einer Göttinger Zwangsarbeiterin, der am 12.12.1944 während seiner Zeit als Zwangsarbeiter in Ilmenau starb.<sup>5</sup>

Auf der Suche nach Dokumenten wandten sich ehemalige „Ostarbeiter“ daher sehr viel häufiger an deutsche Stellen als beispielsweise Polen, die in vielen Fällen noch ihr Arbeitsbuch besitzen. Hinzu kommt noch, dass (bezogen auf das Jahr 1944) etwa 1,3 mal soviel sowjetische wie (zivile) polnische Zwangsarbeiter in Deutschland eingesetzt waren und dass die polnischen Zwangsarbeiter durchschnittlich älter waren als die sowjetischen, heute also weniger von ihnen noch am Leben sind.<sup>6</sup>

Entstanden war der „Ostarbeiter“-Forschungsschwerpunkt bei MEMORIAL übrigens, nachdem Anfang März 1990 in einer Wochenbeilage der auflagenstarken Zeitung „Izvestija“ ein Artikel erschienen war, in dem fälschlicherweise von deutschen Entschädigungszahlungen an ehemalige sowjetische Zwangsarbeiter berichtet und auf MEMORIAL verwiesen worden war. MEMORIAL war daraufhin von einer Flut von

<sup>5</sup> Fotos, Stadtarchiv Göttingen, Sa. 32- Sammlung Tollmien, Fotos; Carl Zeiss Werk Göttingen, Arbeitskarten ehemaliger Zwangsarbeiter, ebd., Kleine Erwerbungen Nr. 192; Lidia Fjodorowna P., geb. 8.8.1925, ebd., Alte Einwohnermelderegistratur.

<sup>6</sup> Ulrich Herbert, Fremdarbeiter. Politik und Praxis des „Ausländer-Einsatzes“ in der Kriegswirtschaft des Dritten Reiches, Berlin Bonn 1985, S. 27.

insgesamt 440.000 Briefen ehemaliger „Ostarbeiter“ überrollt worden, die archiviert und in einer Computerdatenbank registriert wurden.<sup>7</sup> Aus dieser Datenbank erhielten wir die Namen und Adressen aller ehemaligen Zwangsarbeiter, die angegeben hatten, in Göttingen Zwangsarbeit geleistet zu haben. Wir verschickten daraufhin 114 Briefe an diese ehemaligen Zwangsarbeiter, von denen uns zu unserer großen Überraschung (schließlich stammten die uns von MEMORIAL zur Verfügung gestellten Daten aus dem Jahre 1990 und wir mussten damit rechnen, dass ein Großteil der Angeschriebenen inzwischen nicht mehr lebte) 67 antworteten, das ist eine Rücklaufquote von über 58 %. Ein Teil der Antwortenden hatte allerdings Göttingen mit anderen Orten verwechselt, z.B. naheliegenderweise mit Göttingen oder nicht ganz so naheliegend mit Hattingen. Letzteres erklärt sich aus dem russischen Alphabet, das kein H kennt und dieses mit G transkribiert, bei schnellem Sprechen klingt Göttingen dann schnell wie Göttingen. Daher bezogen sich von den 67 Antworten nur 61 auf Göttingen.

Insgesamt hatten von den 134 ehemaligen „Ostarbeitern“, zu denen ich im Laufe der vergangenen drei Jahre eine Verbindung herstellen konnte, mindestens 98 nachweislich Zwangsarbeit in der Stadt Göttingen geleistet, 15 im Landkreis und der Rest mit großer Wahrscheinlichkeit in anderen Städten. Bei den Polen, die mehrheitlich auf dem Land arbeiteten, kamen 12 Briefe und Fragebögen von polnischen Zwangsarbeitern bzw. Kindern oder Witwen aus dem Stadtkreis und 7 aus dem Landkreis Göttingen. Ein mit MEMORIAL vergleichbarer Kontakt zu einer entsprechenden polnischen Organisation (hier käme in erster Linie die Stiftung „Polnisch-Deutsche Aussöhnung“ in Warschau infrage, die auch die deutschen Entschädigungsgelder verteilt) kam nicht zustande, da auf polnischer Seite wohl aufgrund schlechter Erfahrungen mit Anwälten, denen es um Vollmachten für die von ihnen betriebenen Sammelklagen ging, diesbezüglich sehr große Zurückhaltung besteht und Adressen in aller Regel nicht herausgegeben werden.

Alles dies zusammen genommen erklärt, warum wir zu so unverhältnismäßig viel mehr ehemaligen „Ostarbeitern“ Kontakte herstellen konnten als zu anderen Zwangsarbeitergruppen.

---

<sup>7</sup> Zu Memorial siehe: <http://www.memo.ru/deutsch/index.htm>; Memorial bekommt Lew-Kopelew-Preis, Meldung in der Frankfurter Rundschau vom 8.4.2002; Vgl. auch Barbara STELZL-MARX, Das Schweigen brechen. Briefe ehemaliger Zwangsarbeiter an Memorial Moskau, in: Wilfried REININGHAUS und Norbert REIMANN (Hg.), Zwangsarbeit in Deutschland 1939-1945. Archiv- und Sammlungsgut, Topographie und Erschließungsstrategien, Bielefeld 2001, S. 217-225

Die Kontakte herzustellen war der eine, noch verhältnismäßig einfache Teil unserer ersten „Begegnungen“ mit den ehemaligen Göttinger Zwangsarbeitern. Es war uns natürlich bewusst, dass wir diesen alten, vielfach sehr kranken und armen Menschen nicht mit leeren Händen gegenüberreten konnten. Wir mussten ihnen, wenn irgendwie möglich, für die in Aussicht gestellte Entschädigungsleistung einen Nachweis über ihre Zwangsarbeit verschaffen. Inzwischen hatten wir im Stadtarchiv zwar durch intensive Recherche viel mehr Quellen gefunden, als wir ursprünglich erwartet hatten.<sup>8</sup> Aber dennoch ließ sich zu den meisten Anfragen immer noch kein namentliches Dokument finden. Nun sieht das Gesetz vor, dass – wenn keine Unterlagen vorliegen – die Leistungsberechtigung auf andere Weise „glaubhaft“ gemacht werden könne.<sup>9</sup> Diese relativ offene Formulierung veranlasste uns im Stadtarchiv Göttingen – wie dies in der Folge dann eine ganze Reihe von anderen Archiven auch taten – sog. Plausibilitätsbescheinigungen auszustellen, also Bescheinigungen, die feststellten, dass die Angaben der ehemaligen Zwangsarbeiter den im Archiv bekannten historischen Tatsachen entsprechen und damit „glaubhaft“ seien.<sup>10</sup> Da nun die in den Briefen und Anfragen vorliegenden Angaben der ehemaligen Zwangsarbeiter von sehr unterschiedlicher Ausführlichkeit und Genauigkeit waren, wurde von mir ein detaillierter, insgesamt 89 Fragen enthaltener Fragebogen entwickelt, der ins Russische und Polnische übersetzt von uns ausnahmslos allen anfragenden ehemaligen Göttinger Zwangsarbeitern zugeschickt wurde. Dazu hatte ich einen ausführlichen Brief verfasst, in dem nicht nur erklärt wurde, weshalb das Ausfüllen des Fragebogens bzw. die möglichst genaue Beantwortung meiner Fragen wichtig für die Nachweisbeschaffung war, sondern auch, dass die Göttinger Bürger im allgemeinen und ich als Historikerin im speziellen sehr an den Erinnerungen der ehemaligen Zwangsarbeiter inte-

---

<sup>8</sup> So sind schätzungsweise etwa 5000 ehemalige Zwangsarbeiter in der allgemeinen Einwohnermeldekartei verzeichnet, wo sie – wenn man die Transkriptionsprobleme bei den russischen Namen außer Acht lässt - im Prinzip leicht auffindbar sind. Die Namen, die sich in andern, nicht von vornherein alphabetisch geordneten Quellenbeständen fanden, wurden in eine Datenbank eingegeben, die im Stadtarchiv für Recherchen zur Verfügung steht.

<sup>9</sup> § 11 Absatz 2 des genannten Gesetzes (siehe Anm. 2).

<sup>10</sup> Dabei ist allerdings ein allgemeiner, nicht individuell spezifizierter Satz nicht ausreichend. Damit die Bescheinigung von den die deutschen Gelder verteilenden Partnerorganisationen in den verschiedenen Ländern anerkannt wird, muss sie konkrete, detaillierte Angaben enthalten; vor allem darf der wichtige Satz nicht fehlen, dass die ehemaligen Zwangsarbeiter Kenntnis der von berichteten Ereignissen oder Tatsachen nur durch persönliche Anwesenheit erlangen konnten. Damit muss jede Bescheinigung als ein kleines Gutachten formuliert werden und ist entsprechend zeitaufwändig. Vgl. dazu Hans-Jörg KÜHNE, Die Stadt Bielefeld und die Entschädigung ihrer Zwangsarbeiter, in: Jahresbericht des Historischen Vereins für die Grafschaft Ravensberg 86 (2000), S. 91-111, hier S. 95 f.

ressiert waren, weil nur durch diese Licht in ein damals noch weitgehend im Dunkel liegendes Kapitel unsere Stadtgeschichte gebracht werden könnte.

„Mir ist bewusst“, hatte ich im Vorspann zum Fragebogen geschrieben, „dass viele dieser Fragen für Sie sehr schmerzlich sind, aber Sie helfen mit der Beantwortung nicht nur sich selbst bei dem Nachweis Ihres Anspruchs auf Entschädigung, sondern auch den Historikern und vielen anderen Menschen in Deutschland, die endlich wissen wollen, was damals wirklich geschah.“

Und dann kamen die Antworten: manchmal nur mit einem kargen „ja“ oder „nein“ auf meine Fragebogenfragen, häufig mit zusätzlichen ausführlichen Briefen, manchmal auch mehrere Briefe nacheinander, wenn die Erinnerungen erst nach und nach genauer zurückkamen, oft lagen auch Fotos bei, fast immer war die Verwunderung und Dankbarkeit spürbar über die Anteilnahme und das Interesse einer jungen Deutschen (das „jung“ ist relativ zu verstehen) an Menschen, um deren Schicksal sich weder in ihrem Heimatland noch hier in Deutschland bisher jemand gekümmert hatte:

*„Sehr geehrte Mitarbeiter des Göttinger Stadtarchivs, Frau Dr. Cordula Tollmien und Herr Dr. Ernst Böhme! Wir möchten uns bei Ihnen für Ihr Feingefühl und für die Sorgen, die Sie sich um uns machen, bedanken. Wir haben einen Brief von Ihnen bekommen und wir haben auch schon geantwortet (alle Angaben, die Sie benötigen, haben wir aufgeschrieben) – schrieb im Mai 2001 Sofia Stepanowna K. die als 14jährige gemeinsam mit ihrer Mutter und ihren beiden Schwestern noch im März 1944 aus Weißrussland nach Göttingen verschleppt wurde und hier in den Aluminiumwerken Zwangsarbeit leistete.<sup>11</sup>*

---

<sup>11</sup> Sofia Stepanowna K., geb.25.11.1930, Brief vom 14.5.2001, Stadtarchiv Göttingen, Sa. 32- Sammlung Tollmien, Korrespondenz.



Das Foto zeigt Sofias achtjährige Schwester Tamara (rechts) mit einem französischen Kriegsgefangenen und einer anderen Kinderzwangsarbeiterin aus Weißrussland, aufgenommen vor den Aluminiumwerken 1944 oder 1945.<sup>12</sup>

Michail Stepanowitsch R., der drei Jahre als Zwangsarbeiter bei der Kohlenhandlung Wolters schuftete, schrieb: *„Als ich den Fragebogen ausgefüllt habe, habe ich noch ein Leben durchlebt. [...] Ich bedanke mich bei Ihnen für den schönen Brief an mich. Das ist der erste Brief an mich von einem deutschen Menschen“*.<sup>13</sup>

---

<sup>12</sup> Stadtarchiv Göttingen, Sa. 32- Sammlung Tollmien, Fotos.

<sup>13</sup> Michail Stepanowitsch R., geb. 15.10.1923, Brief vom 5.4.2001, Stadtarchiv Göttingen, Sa. 32- Sammlung Tollmien, Korrespondenz.





*„Dieses Foto, schrieb Michael Stepanowitsch in einem späteren Brief, ist in Göttingen am 14. 05. 1945, aufgenommen worden. Wenn Sie das Foto sich ansehen werden, stehe ich als erster links. Wenn Sie das Foto mit der linken Hand von der linken Seite halten, halten Sie meine rechte Hand. Das ist also, liebe Cordula, unser erster Händedruck“.<sup>14</sup>*

Der Sohn einer Ukrainerin, die als 15jährige als Zwangsarbeiterin zur Phywe kam, schrieb davon, wie neu und ungewohnt, das Gefühl des Respekts war, das ihnen in unseren Briefen entgegengebracht wurde:

*„Wir wurden von den MENSCHEN gehört. Im vollen Sinne dieses Wortes. Und die materielle Seite ist nicht so wichtig, sondern die moralischen Beziehungen, die höfliche Anrede, das Taktgefühl in Ihren Briefen. Und das berührt uns sehr. Als die Ver-*

<sup>14</sup> Michail Stepanowitsch R., geb. 15.10.1923, Brief vom 12.8..2001, Stadtarchiv Göttingen, Sa. 32- Sammlung Tollmien, Korrespondenz und Fotos. Das Foto wurde von dem Göttinger Fotografen Adalbert Blankhorn aufgenommen, der nach Kriegsende vor immer dem gleichen Hintergrund viele Göttinger Zwangsarbeiter fotografiert hat.

handlungen zwischen der Ukraine und Deutschland in Bezug auf die Entschädigung noch am Anfang waren, haben wir uns an unsere republikanische Gebiets- und Bezirksarchive mit entsprechenden Anfragen gewandt. Und immer haben wir eine schablonenhafte und kalte Antwort bekommen. Niemand hat sich an uns mit einer solchen Anrede gewendet: "Sehr geehrte ...", "Liebe ...", "Meine Damen und Herren...!"<sup>15</sup>



Olga Aleksejewna M. arbeitete bei der Phywe. Vielleicht sitzen die Frauen an einem Bombentrichter, denn die Phywe wurde am 1. Januar 1945 bombardiert. Am gleichen Tag wurde übrigens auch das Göttinger Zwangsarbeiterlager auf dem Schützenplatz getroffen, in dem die Zwangsarbeiterinnen der Phywe unterbracht waren. Olga Aleksejewna kniet auf dem Foto in der zweiten Reihe ganz rechts.<sup>16</sup>

In diesem Brief stand an anderer Stelle dann auch der Satz, den ich auch in vielen anderen Briefen in abgewandelter Form gefunden habe: „*Entschuldigen Sie uns bitte, dass wir Ihre Zeit mit unseren Erinnerungen stehlen.*“ Dabei hatte ich oft eher umgekehrt das Gefühl, mich entschuldigen zu müssen, ob der Zumutungen der Nachweispflicht, wegen des umfangreichen Fragebogens, den auszufüllen vielen der Betroffenen sichtlich schwer fiel: nicht nur wegen der schmerzlichen Erinnerungen, sondern auch, weil viele von ihnen nicht mehr gut sehen, weil für die meisten bei ihren kargen Renten (zwischen 20 und 30 Euro pro Monat) schon das Porto für die

---

<sup>15</sup> Sohn der ehemaligen Zwangsarbeiterin Olga Aleksejewna M., geb. 6.11.1927, Brief im Namen seiner Mutter vom 2.5.2001, Stadtarchiv Göttingen, Sa. 32- Sammlung Tollmien, Korrespondenz.

<sup>16</sup> Stadtarchiv Göttingen, Sa. 32- Sammlung Tollmien, Fotos.

Rücksendung ein großes Problem darstellte und weil einige von ihnen Analphabeten waren, da ihnen – als Schüler oder Schülerin deportiert – eine normale Schulausbildung verwehrt geblieben war.<sup>17</sup> In der Regel versuchten die Betroffenen, dieses Handikap zu verbergen, in einigen Fällen gaben sie es aber auch offen zu. Was es für sie bedeutete, den Fragebogen dennoch mit fremder Hilfe so gut wie möglich auszufüllen, kann man nur erahnen.<sup>18</sup>

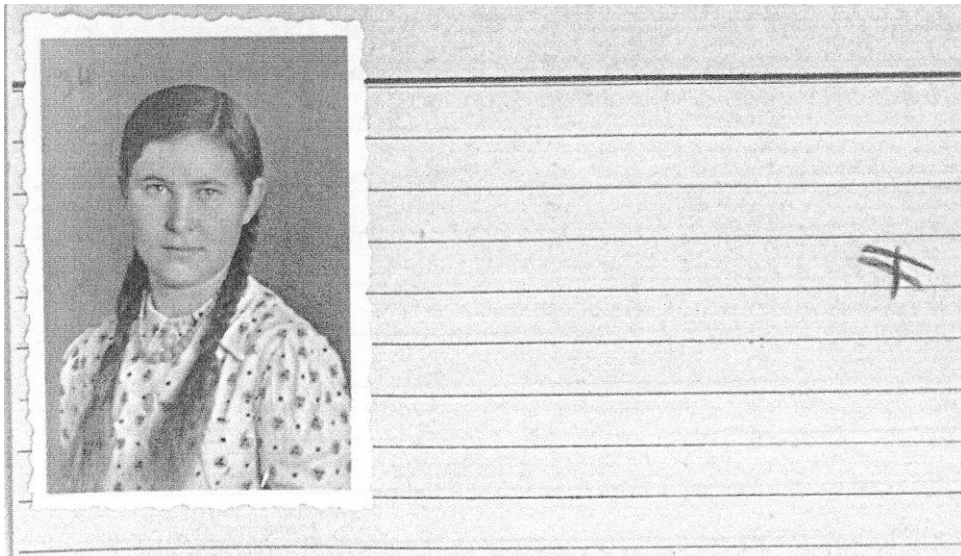
Trotz aller dieser Schwierigkeiten füllt allein die Korrespondenz mit den ehemaligen „Ostarbeitern“, die direkt in der Stadt Göttingen arbeiteten, zehn prallgefüllte Ordner. Aus dieser Fülle von Fragebögen und Briefen habe ich einige ausgewählt, aus denen ich ein wenig ausführlicher zitieren möchte:

Olga Aleksejewna T. hatte sich schon im April 1997 an die Göttinger Stadtverwaltung gewandt, mit der Bitte ihr eine Bescheinigung über Ihre Zwangsarbeit in einer Göttinger Fabrik auszustellen. Sie erinnerte sich damals zwar noch an Ihre Arbeitsnummer 34 und konnte genau den Weg - an einem kleinen Fluss entlang - zwischen Lager und Fabrik beschreiben, sie wusste auch den Namen des Meisters ihrer Abteilung, aber sie erinnerte sich nicht mehr an den Namen der Fabrik und so erhielt sie im Februar 1998 die lapidare Standardantwort, dass Nachweise über ihre Beschäftigung in Göttingen leider nicht mehr vorhanden seien. Dies änderte sich im Jahre 2000, als nämlich die ehemalige Firma Rudolf Winkel GmbH (heute ZEISS) von meinen Forschungsarbeiten zur Zwangsarbeit erfuhr und dem Stadtarchiv eine zu diesem Zeitpunkt noch im Hause befindliche Betriebskartei der ausländischen Arbeiter, die während des Krieges bei Winkel gearbeitet hatten, übergab. Diese Kartei enthielt nun nicht nur die persönlichen Daten der Beschäftigten, sondern in vielen Fällen auch ein Passfoto. So konnten wir Olga Aleksejewna T. wie noch neun anderen ehemaligen „Ostarbeiterinnen“ von Winkel, die sich bei uns gemeldet hatten, sofort problemlos eine Bescheinigung ausstellen und sie gehörte damit zu den wenigen, die uns schrieben, nachdem sie die Bescheinigung von uns bereits in Händen hielten.

---

<sup>17</sup> Aufgrund der Diskriminierung, der ehemalige Zwangsarbeiter in der Sowjetunion ausgesetzt waren, konnten sie diese fehlende Schulausbildung in aller Regel auch nach ihrer Rückkehr nicht mehr nachholen.

<sup>18</sup> Interessanterweise war übrigens die Gruppe der – zumindest in schriftlicher Form – nicht-zeitzeugenfähigen Befragten, wie ich diejenigen einmal charakterisieren möchte, deren Antworten zumeist nur aus einem einfachen „Ja“ oder „Nein“ bestanden, nicht identisch mit den Analphabeten, von denen eine ganze Reihe ihrem Schreiber oder ihrer Schreiberin viele interessante Details in die Feder diktieren.



71 [redacted] Olga A

Nr. 34

geb.am: 22. 4. 1925

Eintritt: 9. 11. 1942

Abt.: Tele

Quittung 7-4-41

Arbeitskarte der ehemaligen „Ostarbeiterin“ Olga Aleksjejwena T., ausgestellt von der Firma Winkel, das Geburtsdatum muss richtig 15.4.1925 heißen, aber solche Abweichungen sind in den Dokumenten dieser Zeit speziell bei den Zwangsarbeitern, die sich meistens nicht richtig verständlich machen konnten, sehr häufig.<sup>19</sup>

Olga Aleksejwna schrieb im Dezember 2000:

„Sehr geehrte Frau Cordula Tollmien!

Vielen, mütterlichen Dank dafür, dass Sie für mich gesorgt haben. Sie haben mir eine sehr wahrhaftige und gute Bescheinigung über mein Leben in Göttingen zuge-

<sup>19</sup> Arbeitskarten ehemaliger Zwangsarbeiter, Stadtarchiv Göttingen, Kleine Erwerbungen Nr. 192.

*schickt. Als ich den Fragebogen ausgefüllt habe, versuchte ich mich an vieles zu erinnern. Aber viel habe ich vergessen.*

*Ja, im Lager lebten wir sehr schlecht. [Sie lebte im Lager Schützenplatz, dem größten Ostarbeiterlager Göttingens, in dem 1944 mindestens 1000 Menschen, je zur Hälfte Frauen und Männer untergebracht waren – C.T.] Wir haben gehungert, sehr gehungert. Als ich vor Hunger Magenschmerzen bekam, habe ich schon gedacht, das ist das Ende, ich sterbe. Aber trotzdem hoffte ich auf ein Wiedersehen mit meiner Mutter und meinen zwei kleinen Brüderchen, die in der Heimat blieben.*

*Aber es gab damals einen guten Menschen, eine Frau namens Winkel, die in der Fabrik, in der Küche, gearbeitet hat. Sie hat uns jeden Tag die Reste von Lebensmitteln mitgebracht, die vom Teller in einer Schüssel gesammelt und dann an die Schweine verfüttert wurden. Aber diese Frau Winkel hat das Essen nicht den Schweinen gegeben, sondern uns, nach und nach. Wir waren sehr glücklich und jeden Tag, mittags, erwarteten wir sie wie eine Göttin. Sie hat viel riskiert. Sie hätte ihre Arbeit verlieren können. Wir taten ihr leid, wir, die jungen, hungrigen Leute. Unsere Suppe, die für uns und die Kriegsgefangenen in der Stadt gekocht wurde, würden wahrscheinlich noch nicht einmal die Schweine fressen. [Es ist unklar, ob es sich hier um den richtigen Namen der Frau, die ihnen geholfen hat, handelte. In den ersten Briefen wird sie nicht erwähnt; es kann sein, dass Olga Aleksejewna durch den Firmennamen darauf gekommen ist, es kann auch sein, dass es sich tatsächlich um eine Angehörige der Betriebseigner handelte. – C.T.]*

*Wenn wir von der Arbeit zurückgekommen sind, haben uns die Polizisten je 3 Stück Kohle gegeben, um unsere Zimmer zu heizen. Es war kalt beim Schlafen, ich schlief oben.*

*Am 7. Januar, das ist unser Weihnachtsfest, kam, nachdem wir von der Arbeit zurückgekommen waren, ein Polizist zu uns und sagte, wir sollten gehen und uns duschen. Als wir begannen, uns zu duschen, ging plötzlich das Licht aus und das Wasser wurde eiskalt. Wir begannen gegen die Tür zu klopfen, aber sie war verschlossen. Wir riefen um Hilfe, aber niemand hat uns geöffnet. Wir waren nass und sind vor Kälte steif geworden. In der Dunkelheit konnten wir nicht unsere eigenen Kleider finden, jede nahm irgendetwas. Nachdem die Tür geöffnet worden war, liefen wir nackt in die Baracke. Wir haben nicht erfahren, wer so etwas mit uns gemacht hat. Wahrscheinlich die Polizisten. Am anderen Tag haben wir unsere Kleider zurückgetauscht.*

*Briefe in die Heimat schrieben wir keine, das war nicht erlaubt. Wir hatten keine Zeitungen, keinen Radioempfänger. Wir wussten nichts. Es gab Menschen, die uns gesagt haben, bald seien die Russen kaputt und wir würden niemals in die Heimat zurückkehren. Wir würden hier für immer bleiben. Ich begann zu weinen. Aber am nächsten Tag sagte ein anderer Mann, dieser Verfluchte solle nicht lügen. Die deutschen Soldaten zögen sich zurück. Das war 1944.*

*In der Abteilung gab es ein Radio. Wenn es eingeschaltet wurde, sammelten sich alle Leute darum und hörten zu. Wir aber wurden in einen anderen Teil der Abteilung geschickt, damit wir das Radio nicht hören können.“<sup>20</sup>*

Eine Reproduktion des Fotos auf den Karteikarten der Firma Winkel schickten wir selbstverständlich auch an die Antragstellerinnen. Matrojona Tichonowna T. – ebenfalls ehemalige Zwangsarbeiterin bei Winkel - schilderte einem Reporter ihrer Heimatzeitung ihre Gefühle, als sie den Brief öffnete und ihr Foto sah:



*„Motrja Tichonowna sah die Xerokopie von ihrem 60 Jahre alten Foto und fühlte einen Schmerz in ihrem Herzen. Von dem Foto sah ihr ein Kind entgegen. Sie war doch erst 17 Jahre alt, als sie zur Zwangsarbeit nach Deutschland verschleppt wurde. Es sind schon 59 Jahre vorbei, aber es scheint, heute gewesen zu sein:*

*Ein guter, herrlicher Herbsttag. Sie hilft bei der Landwirtschaftsarbeit, erntete die Zuckerrüben. Keine schlechte Vorahnung. Überraschend kommt ein Bote: "Motrja, geh nach Hause, bereite dich auf die Reise vor!" Zuerst hat sie gedacht, diese Meldung sei nicht für sie. Dann hat sie alles verstanden... Als sie nach Hause kam, hat sie die Mutter weinen sehen: "Wo gehst du hin, meine Kleine?!"*

---

<sup>20</sup> Olga Aleksejewna T., geb. 15.4.1925, Brief vom 6.12.2000, Stadtarchiv Göttingen, Sa. 32- Sammlung Tollmien.

*Die Zeit zur Vorbereitung war knapp. Morgens wurde sie mit dem Fuhrwerk zum Bahnhof in Schepetowka gebracht. Zuerst war sie die einzige auf dem Bahnhof. Dann fuhren sie zu der Familie K[...], um ihre Altersgenossin, Antonina, mitzunehmen. Aus Paschuki waren nur diese 2 Mädchen dabei. In Schepetowka waren es dann so viele, dass man sie kaum in den Wagen hineinzwängen konnte. Aber hineingedrängt wurden alle und sind bis zum Bestimmungsort so gefahren.*

*Ich frage die alte Frau, was sie von jener Zeit erinnert? Nicht besonders viel. Was konnte ein 17 Jahre altes Dorfmadchen, das gewaltsam in die Fremde verschleppt wurde, verstehen? Sie brauchte doch noch ihre Mutter, wurde aber in ein fremdes Land verschleppt und in die harte Gegenwart des Kriegszeit hineingeworfen.*

*Sie erinnert sich, dass sie an einer Drehbank in einem Werk, das Ersatzteile erzeugte, gearbeitet hat. Und wohin gingen dann diese Ersatzteilen, wer wusste das ?*

*Sie erinnert sich, dass sie gezwungen war, den vollständigen Arbeitstag zu arbeiten. Bezahlt aber wurde sie mit einer halben Schüssel „Burda“- Suppe [Wassersuppe - C.T.]. Und so 2,5 Jahre lang.*

*Die Arbeitstage waren einander ähnlich: Die Arbeit an der Drehbank, und nach der Schicht musste man zum Lager „Schützenplatz“ gehen, um dort zu schlafen.*

*An den freien Tagen wurden die ukrainischen Mädchen von reichen Deutschen in die Haushalte mitgenommen. „Für uns war es die einzige Möglichkeit, etwas Besseres zu Essen zu bekommen,“ gibt Frau T[...] zu.<sup>21</sup>*

Reich ist sicher nur relativ zu verstehen. Aber die Möglichkeit, sich durch zusätzliche Sonntagsarbeit ein wenig mehr und besseres Essen zu verschaffen, nutzten viele Ostarbeiterinnen. Auch Olga Aleksejewna T. nutzte diese Möglichkeit:

*Eines Tages (wahrscheinlich im Jahre 1943) kam zu uns in die Baracke ein Polizist und sagte: „Wer in einer deutschen Familie arbeiten will, muss morgen zum Tor kommen.“ Ich und andere sind gegangen und haben uns in einer Reihe aufgestellt. Hinter dem Stacheldraht auf der Straße standen die deutschen Frauen und wählten sich eine Arbeiterin. Der Polizist schrieb die Nummer auf und sagte uns, wann wir ins Lager zurückkehren müssten. Ich habe die Wohnung geputzt, die Wäsche gewaschen und noch irgendetwas. Die Hausfrau hat mir etwas zum Essen gegeben und etwas zum Mitnehmen (4 Kartoffeln und zwei Butterbrote). Ich kam abends von der*

---

<sup>21</sup> Bericht in Schepetowskij Westnik, Nr. 27, 6.3.2001, der einem Brief von Matrjona Tichonowna T., geb. 25.4.1925, vom 27.5.2001 beilag, Stadtarchiv Göttingen, Sa. 32-Sammlung Tollmien, Korrespondenz.

*Arbeit und kochte aus einer der Kartoffeln eine Suppe. Dann noch 90 gr. Brot und das war mein Abendessen.*<sup>22</sup>

Auch am 1. Januar 1945 arbeitete Olga Aleksejewna T. bei ihrer deutschen Familie, und so war sie nicht im Lager, als um die Mittagszeit amerikanische Bomben auf das Lager Schützenplatz und das angrenzende Reichsbahnlager auf der Masch fielen und mindestens 39 „Ostarbeiter“ (darunter 9 Kinder) töteten.<sup>23</sup>

Iwan Semjonowitsch Oserjanskij., der bei Ruhstrat arbeitete und im Lager Tonkuhle (dort ist heute das neue Polizeigebäude) untergebracht war, beschrieb in seinem Brief (ebenfalls schon im Dezember 2000) den Angriff auf das Zwangsarbeiterlager:

*„Abends bekamen wir unsere Suppe mit Brot und gratulierten uns zum Neuen Jahr und gingen Schlafen. Nachts gab es keinen Alarm. Morgens war auch still, kein Aufruf zur Arbeit. Plötzlich um 11 Uhr 30 gab es Luftalarm. Das ganze Lager lief zum Bunker, er war genau neben den Baracken. Doch ich und mein Freund blieben draußen und versteckten uns hinter der Baracke. Plötzlich hörten wir den Lärm von Flugzeugen. Zuerst kamen einige Flugzeugen. Die Luftabwehr schwieg. Die Mannschaften der Luftabwehrkanonen hatten sich versteckt. Eine Kanone stand 50 m von unserer Baracke entfernt. Wahrscheinlich gab es einen Befehl, nicht zu schießen. Plötzlich hörten wir schrecklichen Lärm von den Flugzeugen und den Explosionen der Bomben. Dort waren etwa 2500 Flugzeugen in einer Höhe von 1000 m und 2-3 km breit. Sie flogen und warfen Bomben von 50 kg bis 1000 kg. Dann begannen sie unser großes Lager zu bombardieren. [Gemeint ist das Lager Schützenplatz - C.T.]*

*Baracken wurden zerstört, Menschen getötet. Wir haben geschimpft: Sie sind doch unsere Alliierten, oder? Wir beobachteten, ob sie zurückkehrten, um uns wieder zu bombardieren. Aber Gott rettete uns[...]*

Gemeinsam mit seinem Freund ging Iwan Semjonowitsch Oserjanskij nach dem Angriff zum Lager Schützenplatz: *„ Wir durchbrachen den Stacheldraht, fast ohne Kraftanstrengung. Den Weg entlang sahen wir die Löcher im Boden. Das waren die Bomben mit Zeitzündler. Aber Gott hat uns gerettet. Was wir gesehen haben, ließ uns erschrecken. Alles brannte, die Bomben explodierten. [...]*

---

<sup>22</sup> Olga Aleksejewna T., geb. 15.4.1925, Brief vom 6.12.2000, Stadtarchiv Göttingen, Sa. 32- Sammlung Tollmien, Korrespondenz.

<sup>23</sup> Sterbebücher des Standesamts Göttingen 1.1.1945 und Friedhofslisten Grünflächenamt C 83 Nr. 9, Stadtarchiv Göttingen.



*Wir standen und sahen uns um. Die am Leben gebliebenen Menschen trugen die Toten und legten sie in Reihen. Ein Mann sagte uns, wir sollten zurückgehen, weil hier die Bomben explodieren. Eine Bombe explodierte in der Nähe und wir wurden mit Erde überschüttet.*

*Als wir ins Lager zurückkamen, war dort niemand. Als die Leute zurückgekommen sind, haben wir alles erzählt. [...] So schrecklich war das Neujahr 1945. An diesen Tag bekamen wir kein Frühstück, Mittag- und Abendessen.*

*Am nächsten Tag war wieder alles wie immer: „Aufstehen!“ u.s.w. und wir wurden zur Arbeit getrieben, aber diesmal nicht in die Fabrik, sondern zum Bahnhof, um dort nach dem Bombenangriff aufzuräumen. Dort war alles zerstört, Züge waren umgestürzt und ausgebrannt, die Gleise zerstört, die Bombenexplosionen gingen weiter. Die Löcher in der Erde wurden umzäunt. So haben wir das alles wiederhergestellt. Nach etwa zwei Tagen fuhren wieder die erste Züge. Keiner von unseren Freunden wurde diesmal getötet. Wir arbeiteten zusammen mit Deutschen. Dann wurden wir zur Wiederherstellung der Wohnhäuser geschickt.*

*Solch ein Neujahr 1945 hatten wir. Gott behüte uns vor einem blutigen Krieg! Frieden und Ruhe herrsche in der ganzen Welt!“<sup>24</sup>*

---

<sup>24</sup> Iwan Semjonowitsch Oserjanskij, geb. 14.4.1926, Brief vom 29.12.2000, Stadtarchiv Göttingen, Sa. 32- Sammlung Tollmien.



Das Foto zeigt Nikolai Iwanowitsch B., geb. 10. Oktober 1936 (links), mit seiner Mutter Sekleta Iwanowna, geb. 1923, seinem Bruder Iwan Iwanowitsch, geb. 1927, und seiner Schwester. Die Familie war im März 1944 mit anderen Familien aus einem weißrussischen Dorf nach Göttingen deportiert worden und leistete Zwangsarbeit in den Aluminiumwerken. Das Foto des Göttinger Fotografen Blankhorn wurde nach Kriegsende aufgenommen.

Gegen Ende des Krieges wurden zunehmend ganze Familien ins Deutsche Reich deportiert. So kam im März 1944 ein Transport mit mehreren Familien aus Weißrussland nach Göttingen in die Aluminiumwerke. Unter ihnen die Familie von Sofia Stepanowna K., von der oben schon die Rede war: die Mutter mit drei Töchtern, die älteste 16, die mittlere 14 und die jüngste acht Jahre alt; der Vater der Familie war Soldat im Krieg und ist später gefallen. Außerdem die Familie des zwölfjährigen Nikolai Iwanowitsch B.: Vater und Mutter mit drei Kindern, zwei Söhnen und einer Tochter; der Vater der Familie war zwar gemeinsam mit der Familie deportiert worden, arbeitete aber inzwischen von ihnen getrennt in Kassel. Und die Familie von Anastasija Nikolajewna B.: Mutter mit zwei Töchtern, fünfzehn und etwas über zehn Jahre alt.

Zu den Kindern aus allen drei Familien bestand ein Briefkontakt und so wissen wir, dass zehn bis zwanzig Kinder zwischen acht und vierzehn Jahren in den Aluminiumwerken arbeiteten, dass die Kinder vor allem durch die tatkräftige Unterstützung der französischen Kriegsgefangenen, die ebenfalls in den Aluminiumwerken untergebracht waren (siehe oben das Foto von Tamara Stepanowna K. und einem französischen Kriegsgefangenen) überlebten und dass sie im Kampf gegen den ständigen Hunger ungefragt und verbotener Weise in den angrenzenden Weender Kleingärten

ihre Hilfe anboten, in der Hoffnung dafür einen Apfel oder ein paar Kartoffeln zu bekommen. Trotzdem waren speziell die Kinder besonders gefährdet, insbesondere was Krankheiten angeht. So verwundert es nicht, dass zwei der Kinder, mit denen wir Kontakt hatten, an Flecktyphus erkrankten. Die 14jährige Sofia Stepanowna K. war mehrere Tage bewusstlos und wurde dann einen Monat in der Typhusbaracke für „Ostarbeiter“ und Polen isoliert, bis sie wieder einigermaßen gesund war.



Der 12jährige Nikolai Iwanowitsch B. (Foto) dagegen galt schon als tot und überlebte nur dank der Aufmerksamkeit eines sowjetischen Kriegsgefangenen, der selbst krank war, sah, dass sich Nikolai, der schon auf dem Haufen mit den Toten lag, noch bewegte und ihn zurück ins Lagerkrankenhaus trug.<sup>25</sup>

Flecktyphus, der durch Läuse übertragen wurde, war wegen der damit verbundenen Ansteckungsgefahr für die deutschen Kontaktpersonen eine meldepflichtige Krankheit. Daher haben wir für beide Fälle eine namentliche Meldung des staatlichen Gesundheitsamtes in den Akten.<sup>26</sup> Am 22. November 2001 stellten wir Nikolai Iwanowitsch B. auf der Grundlage dieser Meldung eine Bescheinigung über seine Zwangsarbeit in Göttingen aus. Am 12. Dezember 2001 erhielt ich einen Brief von seiner Tochter: *„Mein Vater hat mit Ungeduld auf Ihre Antwort erwartet, aber er hat sie nicht mehr erhalten. Er ist am 14. November 2001 gestorben. Er hatte ein krankes Herz.*

*Wenn er heute noch am Leben wäre, würde auch er Ihnen seine herzliche Dankbarkeit ausdrücken. Für uns ist es jetzt sehr schwer, besonders für meine Mutter.*

---

<sup>25</sup> Nikolai Iwanowitsch B., geb. 10.10.1932, Fragebogen 31.10.2001; Sofia Stepanowna K., geb. 25.11.1930, Fragebogen 20.1.2001; Tamara Stepanowna K., geb. 22.4.1936, Anastasia Nikolajewna B., geb. 8.10.1933, Fragebogen 2.1.2001, Stadtarchiv Göttingen, Sa-32-Sammlung Tollmien, Korrespondenz und Fotos.

<sup>26</sup> Meldung 18.4.1944, Niedersächsisches Hauptstaatsarchiv Hannover, Hann 122 a Nr. 3321.

*Sie hat mit dem Vater 44 Jahren zusammengelebt. Sie haben einander sehr geliebt und waren ein ideales Ehepaar. Ihr Brief hat die Mutter gleichzeitig aufgeregt und beruhigt. Der Vater hatte lange nach Bestätigungen für seine Verschleppung nach Deutschland gesucht. Noch kurz vor dem Tod wurde er gezwungen nachzuweisen, dass er ein Zwangsarbeiter war. Ihr Brief erschien als direkter Nachweis dafür. Vielen Dank.*<sup>27</sup>

So knapp zu spät zu kommen, ist immer schmerzlich - doch bei Nikolai, der ja – da er als Kind deportiert worden war – zu den Jüngsten der von mir betreuten ehemaligen Zwangsarbeitern gehörte, hat es besonders weh getan.

Kinder kamen nicht nur mit ihren Müttern aus ihren Herkunftsländern als Kinder-Zwangsarbeiter nach Göttingen (teilweise mussten auch in Göttingen schon fünf- und sechsjährige arbeiten), Zwangsarbeiterinnen brachten auch Kinder in Göttingen zur Welt: Um die 300 Kinder von Zwangsarbeiterinnen wurden in Göttingen während der Kriegszeit geboren, die meisten in den Jahren 1943 und 1944 und der größte Teil von ihnen von Polinnen und „Ostarbeiterinnen“. Da sich in Göttingen eine zentrale Krankenbaracke für „Ostarbeiter“ und Polen befand, kamen die Frauen aus dem gesamten Landkreis, zum Teil auch aus dem Raum Hildesheim, Hannover, aus dem Harz zum Gebären nach Göttingen. Nur ein geringer Teil (etwa ein Fünftel) dieser 300 Kinder wurden daher von Zwangsarbeiterinnen zur Welt gebracht, die auch in Göttingen selbst arbeiteten: die meisten Mütter waren „Ostarbeiterinnen“, einige auch Polinnen und nur sehr wenige aus Westeuropa. Zu den Müttern und ihren Kindern Kontakt herzustellen, war schwierig. Nicht nur ihre Zwangsarbeit hatten die Mütter in der Nachkriegssowjetunion in der Regel verschwiegen, sondern auch, dass ihre Kinder in Deutschland geboren worden waren. Als „deutsche Matratzen“ beschimpft, stand auch ihren Kindern eine schwere Zeit bevor, wenn man ihren wahren Geburtsort herausfinden würde. Wir waren daher sehr froh, als sich Grigorij bei uns meldete. Seine Mutter hatte schon im Juli 2000 über einige Umwege (der Brief war nach Baden-Württemberg gegangen, wo sich in der Nähe von Ulm ebenfalls ein kleiner Ort Göttingen befindet) mit uns Kontakt aufgenommen, und wir hatten in diesem Fall tatsächlich eine Einwohnermeldekarte gefunden, auf der nicht nur Anna Gural und ihr

---

<sup>27</sup> Brief der Tochter von Nikolai Iwanowitsch B. vom 12.12.2001, Stadtarchiv Göttingen, Sa-32- Sammlung Tollmien, Korrespondenz.

Mann Johann, sondern auch der am 6.4.1944 in Göttingen geborene Grigorij eingetragen waren.

Johann Gural war der erste der Familie, der nach Göttingen gekommen war: Er arbeitete hier bei der Reichsbahn und war in einer Wohnbaracke in der Güterbahnhofstraße untergebracht. Nach dem Eintrag auf der Einwohnermeldekarte lebte dann ab 18. Februar 1943 auch seine Frau Anna bei ihm und ab 12. April 1943 zogen beide gemeinsam in einer Baracke des Ebertals in der Himmelsbreite 8 d. Dort wurde am 6. April 1944 Grigorij geboren.<sup>28</sup>

Uns interessierte natürlich diese ungewöhnliche Familiengründung, für die sich kein anderes vergleichbares Beispiel in unseren Unterlagen gefunden hat: Anna (Johann, eigentlich Iwan lebte im Jahre 2000 schon nicht mehr) schrieb und erzählte uns, wie es dazu gekommen war:

*“Vor dem Oktober 1941 waren wir, mein Mann und ich, schon bereits verheiratet. Im Oktober 1941 wurde mein Mann in die Zwangsarbeit nach Deutschland verschleppt.“*

Die Situation war die, dass jedes Dorf ein bestimmtes Kontingent an Arbeitskräften stellen musste. Iwan meldete sich also gezwungenermaßen freiwillig, weil er sowieso ausgewählt worden wäre, und er der Meinung war, wer nicht von sich nach Deutschland fahren wolle, bekäme eine schlechtere Arbeitsstelle (so ging jedenfalls das Gerücht).

*„Ich bin zu Hause geblieben“, schrieb Anna weiter. „Ich habe gewusst, dass er in Göttingen lebte, weil er mir Briefe schrieb.*

*Im Jahre 1943 bin ich auf eine Liste für Zwangsarbeit in Deutschland geraten. Davon habe ich meinem Mann geschrieben. Mein Mann hat sich an die Verwaltung des Bahnhofs, wo er gearbeitet hat, gewandt. Er bekam ein Dokument, dass ich zur Arbeit in die Eisenbahn genommen werden würde.*

*Mit diesem Dokument habe ich mich an den Bevollmächtigten für die Abfahrt in unserem Dorf gewendet und er hat mir die Erlaubnis gegeben, selbständig nach Deutschland zu fahren und hat mich in den Listen vermerkt. Es war für mich sehr schrecklich allein zu fahren, ohne zu wissen, wohin und wie soll ich eigentlich...*

*Aber ich hatte Glück. In unserem Dorf war damals ein Mann, Iwan D[...], der sogar im Urlaub aus Deutschland war. Und ich bin mit ihm gefahren. Nach dem halben Weg mussten wir uns trennen. Ich bin nach Göttingen nur unter großen Schwierigkei-*

---

<sup>28</sup> Einwohnermeldekarte Johann Goral (Namensschreibweise wie häufig leicht verändert), geb. 21.12.1916, Stadtarchiv Göttingen, alte Einwohnermelderegistratur.

*ten gekommen. Ich habe den Deutschen meine Adresse gezeigt und sie haben mir geholfen, nach Göttingen zu gelangen.*<sup>29</sup>

Diejenigen von ihnen, die unsere Arbeit während des vergangenen Jahres ein wenig beobachtet haben, wissen, dass Anna Gural uns mit ihrem Sohn Grigorij im Mai 2003 besucht hat. Dabei hat sie uns erzählt, wie diese Reise wirklich abgelaufen ist. Ihr Begleiter Iwan D. war wahrscheinlich ein ukrainischer Kollaborateur, so deutete Anna Gural es jedenfalls vorsichtig an. Er verließ sie auf halber Strecke und sie musste allein weiterfahren. Dabei verpasste sie den Ausstieg in Göttingen; fuhr bis zur Endstation und erfuhr dann, dass sie falsch war. Also zurück: Wenn ich das richtig verstanden habe, so geschah dies mehrfach. Ganz zum Schluss erst traf sie eine Ukrainerin, die sie richtig in Göttingen absetzte. Die ganze Reise - das wurde sehr deutlich - war ein einziger Albtraum für sie.

Weil Anna Gural und ihr Mann Iwan (Johann) Gural Westukrainer waren, die von den Nazis besser behandelt wurden als die aus der Ostukraine stammenden „Ostarbeiter“, durften sie im April 1943 in ein Privatzimmer in der Himmelsbreite 8 d im Ebertal umziehen. Dort bekam Frau Gural am 6. April 1944 ihren Sohn, bei der Geburt half ihr die Göttinger Hebamme Hanna Adelung, die fast alle Kinder, die während des Krieges in Göttingen von Zwangsarbeiterinnen geboren wurden, zur Welt brachte. In der Regel mussten die Zwangsarbeiterinnen aus Polen und der Sowjetunion ihre Kinder in der schon erwähnten speziell für Polen und Ostarbeiter eingerichteten Krankenbaracke zur Welt bringen. Frau Gural dagegen hatte eine der wenigen Hausgeburten.

---

<sup>29</sup> Fragebogen mit Begleitbrief Anna und Grigorij Gural 13.7.2001, Stadtarchiv Göttingen Sa. 32- Sammlung Tollmien.



Die Hebamme Hanna Adelung: das Foto lag ihrem Antrag auf Niederlassungserlaubnis vom 22. 9.1942 bei. Hanna Adelung, geb. 10. November 1901, hatte erst als Witwe ihre Hebammenausbildung absolviert und begann ihre Tätigkeit in Göttingen daher erst mit über vierzig Jahren. Sie arbeitete bis weit in den 1970er Jahre hinein als Hebamme und starb 1984.<sup>30</sup>

Über Hanna Adelung schrieb Anna Gural: *„Die Hebamme Hanna Adelung war eine gute und freundliche Frau. Wie sie zu mir gekommen war, erinnere ich mich nicht genau, aber ich denke, dass ich mich vor der Geburt [...] registrieren lassen musste. Nach der Registrierung ist die Hebamme zu mir ein paar Mal vor der Geburt und ein paar Mal nach der Geburt gekommen. [...] Ich arbeitete bis zu 3-5 Tage vor der Geburt. (Genau erinnere ich mich nicht). Kleidung für Schwangere habe ich keine bekommen. Während der Schwangerschaft habe ich mich normal gefühlt. Außer der Hebamme hatte ich keinen Besuch.*

*Die Tatsache, dass unser Sohn in Deutschland geboren wurde, haben wir in den Dokumenten nicht angegeben, weil dies für unseren Sohn große Schwierigkeiten hätte bedeuten können. Unser Sohn hat in der Schule gelernt, in der Armee gedient, und es war die Zeit nach dem Krieg. Erst im Jahre 1999 hat er sich Dokumente ausstellen lassen, dass er in Deutschland in Göttingen geboren wurde.“<sup>31</sup>*

---

<sup>30</sup> Foto in Sozialamt acc. Nr. 434/510 Nr. 319, Stadtarchiv Göttingen; Informationen Interview mit der Tochter Adelungs Renate Wagner 15.11.2002..

<sup>31</sup> Fragebogen mit Begleitbrief Anna und Grigorij Gural 13.7.2001, Stadtarchiv Göttingen Sa. 32- Sammlung Tollmien.



Die Familie Gural, Johann (Iwan), Anna und Grigorij, um 1947.<sup>32</sup>

Nicht nur Grigorij wollte sehr gern die Stadt kennenlernen, in der er geboren wurde. Auch viele der ehemaligen Zwangsarbeiter selbst hatten immer wieder den Wunsch geäußert, noch einmal nach Göttingen zu kommen.

*„Ich habe davon geträumt noch einmal in Göttingen die Straße, die zu der Fabrik führt, frei und ungezwungen entlangzugehen, aber ich glaube, das ist nicht realisierbar“*, schrieb uns beispielsweise Grigorij Petrowitsch Sch., der bei Ruhstrat arbeiten musste.<sup>33</sup>

---

<sup>32</sup> Foto, Stadtarchiv Göttingen, Sa.32 – Sammlung Tollmien, Fotos.

<sup>33</sup> Grigorij Petrowitsch Sch., geb. 14.12.1923, Brief 24.3.2001, Stadtarchiv Göttingen, Sa.32 – Sammlung Tollmien, Korrespondenz.



Und der ausführliche Brief, den uns Jelena Kijan im Januar 2001 schickte, endete mit dem Satz: „*Ich möchte noch ein Mal, vor meinem Tod, die Stadt meiner unglücklichen Jugend besuchen.*“<sup>34</sup>

Die allermeisten von denen, die gern nach Göttingen gekommen wären, waren allerdings zu alt und zu krank, um sich und uns diesen Wunsch zu erfüllen. Unsere Finanzen reichten außerdem nicht aus, um alle einzuladen. Doch nach mehr als einem Jahr Vorbereitungen konnten wir - unterstützt vom Rat der Stadt Göttingen, von einer Großspende der Toto Lotto Stiftung und zahlreichen Göttinger Einzelspendern - im Mai 2003 nicht nur Anna und Grigorij Gural, sondern auch Jelena Kijan begrüßen, die – da bin ich sicher – bei allen, die ihr damals begegnet sind, einen unvergesslichen Eindruck hinterlassen hat.



Anna und Grigorij Gural vor dem Haus Himmelsbreite 8d und Jelena Kijan mit dem Mitorganisator des Zwangsarbeiterbesuchs Helmhardt Ungerer und ihrer Schwiegertochter vor dem Gänseliesel im Mai 2003 (Fotos Cordula Tollmien).

---

<sup>34</sup> Jelena Kijan Brief 11.1. und 17.1.2001, Stadtarchiv Göttingen, Sa.32 – Sammlung Tollmien, Korrespondenz.

Auch Jelenas Geschichte hier noch einmal in Kürze:

*„Ich, Kijan Jelena Wasiljewna [...] bin am 1.08.1926 im Dorf Kijany geboren. [...] Vor dem Krieg im Alter von 15 Jahren arbeitete ich als Traktoristin. Nach dem Krieg absolvierte ich die Schule und die Universität. Auf einer Abschlussfeier wurden die Schülerinnen von einem betrunkenen Lehrer belästigt und ich schrieb darüber in der Zeitung. Wegen dieser „Verleumdung“ wurde ich entlassen. Dann absolvierte ich die Traktoristenkurse und bis zur Rente arbeitete ich als Traktoristin. Jetzt bin ich Rentnerin und bekomme eine Rente von 99 Griwen, was 40 DM entspricht. Deswegen antworte ich nicht mit dem Fragebogen, sondern mit einem Brief, weil ich für den Fragebogen die halbe Rente hätte bezahlen müssen [Sie meint das Porto - C.T.]. Wie die Deutschen sagen, spreche ich Deutsch nicht schlecht. Ich habe die deutsche Sprache in der Schule, auf der Universität, aber am meisten in Göttingen gelernt.“*



Jelena Kijan um 1950

*Am 11.08.1942 wurde ich unter Bewachung von örtlicher Polizei gewaltsam nach Deutschland verschleppt. Wir wurden in einem Waggon gefahren, der an einen Zug angehängt war, in dem verletzte deutsche Soldaten transportiert wurden.. [...]*

*In Göttingen arbeitete ich die ganze Zeit bei „Sartorius“, mit einer Pause, in der ich im Gefängnis war. Ich wurde bestraft wegen eines Briefes, den ich meinem Bruder [Michael] geschrieben hatte. Er war früher als ich nach Deutschland verschleppt wor-*

*den und arbeitete in der Stadt Ilmenau. [siehe oben das Foto mit dem ausgekratzten Ostarbeiterabzeichen – C.T.] Wir arbeiteten 12 Stunden pro Tag, nachts auch. Freie Tage hatten wir, Urlaub hatten wir keinen. Wir arbeiteten auch mit deutschen Arbeitern zusammen. Sie haben uns nichts getan. Chef der Abteilung war Bume, [...] Manchmal schrie Bume und schlug uns. Und nannte uns „russische Schweine“ [auf Deutsch in lateinischen Buchstaben - C.T.]. Wir bekamen 3 -6 Mark pro Woche [...] Dafür konnten wir im Werk Bier und Limonade und in der Stadt Göttingen in der Eisdiele Eiskrem kaufen.*



Jelena Kijan vor einem 1945 aufgenommenen Luftbild von Göttingen im Städtischen Museum Göttingen im Mai 2003. Sie zeigt auf das Lager Schützenplatz. Foto Cordula Tollmien

*[...] Wir wohnten in dem „Gemeinschaftslager Schützenplatz“. Das war ein rechteckiges Lager, das durch einen Zaun in zwei Hälften geteilt war: eine für Männer und eine für Frauen. In den Holzbaracken gab es viele Wanzen. Während der ganzen Zeit wurde nur einmal eine Desinfektion durchgeführt. In dem Lager wohnten etwa 1000 Leute, in einer Stube 22 Menschen. Es gab eine Waschbaracke, wo wir uns und unsere Wäsche waschen durften. Dort war auch eine Toilette. [...] Wenn jemand bestraft wurde, wurde er geschlagen und kam in die Arrestzelle. Rings um das Lager war ein Zaun, oben war Stacheldraht in 2 Reihen. [...]. In Göttingen wurde ich zwei Mal bestraft. Einmal wurde ich im Werk für unerlaubte Abwesenheit von der Arbeit mit dem Gummistock geprügelt. Beim zweiten Mal an einem ihrer Festtage, an dem*

*uns der Ausgang aus dem Lager nicht erlaubt war. Meine Freundin, Jewdokia G.[...] (N 5) und ich machten ein Loch in den Zaun und wollten in das Dorf wegen den Kartoffeln gehen. Ein älteres deutsches Paar hat uns gestoppt und in das Lager geführt. Dort wurden wir verprügelt und kamen in Arrest.“*

Als Strafe für den oben schon erwähnten Brief an ihren Bruder in Ilmenau war Jelena Kijan in ein Arbeitserziehungslager Watenstedt gekommen. In den „Arbeitserziehungslagern“ herrschten KZ-ähnliche Zustände; der Unterschied zum KZ war nur, dass man in der Regel nur für eine begrenzte Zeit (mehrere Wochen) eingewiesen wurde. Trotzdem war die Sterblichkeit auch in diesen Lagern sehr hoch. In Watenstedt fanden Massenexekutionen von „Ostarbeitern“ und regelmäßig Erhängungen statt:

*„Mit mir war noch Tatjana M.[...] im Lager [Watenstedt – C.T.]. Meine Nummer war N 3637 und ihre Nummer war N 3638. In den Lager mussten wir verschiedenen Arbeiten verrichten und am Sonntag marschierten wir auf dem Hof. Dort war viel Sand und zwei Mädchen schleppten hinter uns die Rutsche. Mitten auf dem Platz stand Hupe [in russischer Umschrift - C.T.] mit dem Hund. Wenn jemand fiel, schleppte ihn der Hund zu Hupe [in lateinischen Buchstaben - C.T.]. In dem L-21 wurden wir sehr schlecht ernährt, geprügelt und in den Karzer gesteckt, für die ganze Nacht. Nachts konnten wir uns nicht erholen, oft machten sie nachts einen Appell. Die Wächterinnen waren Frauen, an die Namen erinnere ich mich nicht, aber wir nannten sie „Kwotschka, Botschka und Kurwa“. Sie verhöhnen uns sehr, prügelten uns mit Peitschen und spritzen uns mit kaltem Wasser ab.“<sup>35</sup>*

Und dann stand am Schluss ihres Briefes der Satz, den ich oben schon zitiert habe:

*„Ich möchte noch ein Mal, vor dem Tod, die Stadt meiner unglücklichen Jugend besuchen.“*

Das immerhin haben wir ihr ermöglicht. Und als wir dann nach einer anstrengenden Woche voller Besichtigungen, Veranstaltungen und Gespräche gemeinsam mit unseren Gästen am 17. Mai 2003 den Gedenkstein für die ehemaligen Göttinger Zwangsarbeiter vor der ehemaligen Lokhalle einweihten, da kam dann von Jelena Kijan der Satz, den ich im Titel meines Vortrags zitiert habe. Sehr müde, aber auch

---

<sup>35</sup> Jelena Kijan, Brief 11.1. und 17.1.2001, Stadtarchiv Göttingen, Sa. 32- Sammlung Tollmien.

sehr ruhig und zufrieden sagte sie, mehr zu sich selbst als zu uns Umstehenden:  
„Jetzt kann ich sterben“.



Gedenkstein für die ehemaligen Zwangsarbeiter vor der ehemaligen Göttinger Lokhalle, eingeweiht am 17. Mai 2003: In dem polierten Stein spiegeln sich Anna Gural und Jelena Kijan (Foto Cordula Tollmien).

Damit sie mich nicht missverstehen: Jelena Kijan sagte nicht „Jetzt will ich sterben“, sie sagte „Jetzt kann ich sterben“ und drückte damit aus, was wir alle zu diesem Zeitpunkt empfanden: Nämlich, dass wir gemeinsam einen sehr langen Weg gegangen waren und nun am Ende dieses Weges angekommen waren: eines We-

ges, der in einem Viehwaggon, in dem wahllos eingefangene junge Menschen zur Arbeit nach Deutschland deportiert worden waren, begonnen hatte, und der nach einer Jahrzehnte dauernden, viel zu langen Periode des Schweigens nun hier vor einem Gedenkstein endete, durch den die Stadt Göttingen an alle Menschen erinnerte, die während des Zweiten Weltkrieges aus ganz Europa in unsere Stadt deportiert worden waren und für die deutsche Kriegswirtschaft arbeiten mussten. Der Stein erinnert in Form und Gestaltung ein wenig an einen Grabstein – ich finde das angemessen. Viele der Verschleppten erlebten das Ende ihrer Deportation nicht mehr, darunter war auch Jelena Kijans Bruder, der erst 20 Jahre alt am 12. Dezember 1944 in Ilmenau an Tuberkulose starb. Sein Grab zu besuchen, war ihr wichtigstes Anliegen während ihres Besuches. Auch dies konnten wir möglich machen: Jelena Kijan brachte ihrem Bruder Erde aus ihrem Heimatdorf und konnte Abschied nehmen. „Jetzt kann ich sterben“ – auch diese, ihre persönliche Geschichte fand damit einen menschlich würdigen Abschluss.